

ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS

1999

Preisträger 1999

Daniel Ganzfried

Die geliehene Holocaust-Biographie

Brigitte Hürlimann

Der jüngste Sohn von Julia aus Miková

Beat Kappeler

Die Renditen-Lüge

Bernhard Raos

Gemeindefischen: „Amtl. bew. Datenverrat“

Urs Rauber

„Heim ins Reich“ geschickt

Werner Lüdi

From Russia with Laugh

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|------|---|------|--|
| 1981 | Hugo Bütler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isliker
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heusser (Swissairpreis) |
| 1982 | Caroline Ratz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kaspar Schnetzler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Gisela Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1994 | Herbert Fischer
Peter Haffner
Stefan Keller
Willi Wottreng
Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)
Giorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Gerster
Anna-Christina Gabathuler | 1995 | Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1996 | Irène Dietschi
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Vieli
Benedikt Loderer | 1997 | Pia Horlacher
Thomas Meister
Bruno Ziauddin
Marco Canonica (Swissairpreis) |
| 1987 | Christian Speich
Jürg Frischknecht
Martin Born | 1998 | Fredi Lerch
Christoph Keller
Christoph Neidhart
Alfred Schlienger
Peter Haffner (Swissairpreis) |
| 1988 | Werner Catrina
Barbara Vonarburg
Christoph Neidhart | 1999 | Daniel Ganzfried
Brigitte Hürlimann
Beat Kappeler
Bernhard Raos
Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissairpreis) |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jürg Rohrer | | |
| 1990 | Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi | | |
| 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hunziker
Guerino Mazzola
Isolde Schaad | | |

Der Zürcher Journalistenpreis 1999

wird

Herrn Daniel Ganzfried

für seinen Artikel

Die geliehene Holocaust-Biographie

erschienen in der Weltwoche Nr. 35 vom 27. August 1998

verliehen.

Zürich, 6. Mai 1999

Die Jury:

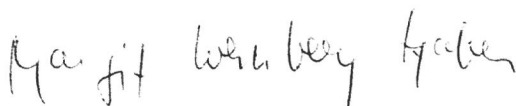
Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Frankfurt

Nullsummenspiel

Der Schweizer Karawane, die sich zur Frankfurter Buchmesse sammelt, mangelt es nicht an Kamelen und Wasserträgern und Märchenzählern. Es fehlen jedoch alle weltkundigen Sachbuchautoren – so dass wir bald fürchten, der Zug werde irgendwo im Morgenland statt in Hessen ankommen.

Den Heimweg wird er gewiss wieder finden. Der Buchhändler- und Verleger-Verband gibt ihm eine Postkarten-Serie mit: «Bücherlebnis Schweiz». Senn beim Käsen, Kapuziner auf dem Jungfrauoch, Wanderer im Engadin, Schulklasse in Zermatt... Stets mit im Bild ein unhandlich grosses rotes Buch «Livres suisses», sichtlich eine Attrappe, so leer wie die Arrangements insgesamt, dilettantisch gestellt, alles zum Schein, künstlich als ob. Und eben deshalb weder Realität einblick noch Kunst, sondern Kitsch. Kunst überschreitet die Erwartung, Kitsch befriedigt sie. Kunst provoziert Stellungnahmen, Kitsch schlafert ein. Kitsch, das ästhetische Schlafmittel, kopiert versteinerte Konventionen – im Glauben, unser Empfinden vor Wirklichkeitseinbrüchen schützen zu können.

Der Informationsgehalt dieser Kitschbildchen ist gleich Null. Einzig über uns selber sagen sie manches: dass wir nämlich die Bilder, die wir gerne von uns machen, in der Realität nicht wiederfinden. Im Dilemma zwischen Bild und Wirklichkeit aber halten wir uns ans Bild, auch um den Preis der Falschheit. Und weil wir selber nicht mehr daran glauben, wollen wir wenigstens die andern daran glauben machen. Also exportieren wir den falschen Schein nach Frankfurt – im törichtem Vertrauen, andere fielen auf den Kitsch unserer Weltflucht herein.

Diese Methode, die Realität zu schminken und die Welt mit unserem Leiden an ihr zu behelligen, zeigt sich auch im Frankfurter Eröffnungsprogramm. Wir wissen jetzt: Fünf Autoren werden reden, je eine oder einer pro Sprachregion, einer für die Ausländer im Land. Dazu natürlich Branchenoffizielle. Nun mag Berücksichtigungsproporz innenpolitisch als Gesichtspunkt gelten. Exportiert, demonstriert er nichts als unser Erschrecken vor Positionen. Glaubte jemand, die Welt wolle sehen, wie pfleglich wir miteinander «umgehen»? Mehr wird sie nicht vernehmen. Auch wenn alle bloss zehn Minuten reden, dauert die Rederei schon unerträglich lange. Und was lässt sich in zehn Minuten sagen? Jedenfalls nichts Differenziertes, Intelligentes, Argumentatives. Bleibt das Plakative, Forcierte, Stupide.

Im besten Fall geraten die Kürzestreden zu Kehrseiten der Kitschbildchen. Das wäre dann das perfekte Nullsummenspiel. • Ludwig Hasler

Die geliebene Holocaust-Biographie

Von Daniel Ganzfried

• Benjamin Wilkomirskis «Bruchstücke», das derzeit erfolgreichste Schweizer Buch, ist eine Fiktion

Ein Kind kommt im Alter von zwei bis drei Jahren ins Räderwerk der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie, überlebt Majdanek, Auschwitz, überlebt die ganze Fahrt durch das Horrorlabyrinth und wird schliesslich an die Gestade des Zürichsees gespült, wo es das Erlebte bei sich behält, bis es als längst erwachsener Mann zu schreiben beginnt. Das Manuskript landet bei der angesehenen Zürcher Literaturagentur Liepman und erscheint schliesslich unter dem Titel «Bruchstücke, aus einer Kindheit 1939–1948» 1995 im jüdischen Verlag bei Suhrkamp.

Seither steht Benjamin Wilkomirski im Licht der Öffentlichkeit. Dies Kind, ein Mensch aus Fleisch und Blut, geht um die Welt. Übersetzungen in mehr als ein Dutzend Sprachen, bis jetzt drei Filme, ein Theaterstück, gelehrte Abhandlungen, unzählige Features und Rezensionen – nichts fehlt, um vor dem grossen Auftritt der literarischen Schweiz in Frankfurt noch einmal auf dieses seit Jahren erfolgreichste Buch aus unserem Lande hinzuweisen. Vergleichbar ist ihm vielleicht noch Zoë Jennys «Blütenstaubzimmer», ein anderes kleines Büchlein, das einige Jahre später im selben Verlag erschien. Aber es wurde immerhin als Roman rezipiert, was es im Bereich der Unschuld belässt.

Wir lesen «Bruchstücke» und sind erregt von der Brutalität des Beschriebenen, aber auch etwas abgestossen: Ratten fressen sich aus toten Leibern ins Freie, zertrümmerte Kinderschädel verspritzt Gehirnmasse über schlammigen Schnee, ein Vater speit Blut im Bogen aus, als er vom Fahrzeug zu Tode gequetscht wird, und zwei sterbende Kinder nagen sich Hungers ihre schon erfrorbenen Finger bis auf die Knochen ab.

Alles eine antisemitische Verschwörung?

Solche Episoden müssen jeden Leser ins Herz treffen, da kann für den Autor nichts schiefgehen, denken wir, lesen weiter und wehren die Schälheit ab, die uns zwischen der Grobheit der Darstellungen und dem poesiealbumhaften Pathos der Sprache befällt. Als würde hier einer ohne jedes eigene Zutun beschreiben, was ihm aus einem abscheulichen Bildband mit schlechten Kommentaren entgegenschlägt. Die Anteilnahme an diesem Schicksal, das der Autor als sein eigenes reklamiert, will Fragen verbieten. Wir möchten das Büchlein ins Gestell verbannen, Abteilung Holocaust. Aber ein Vorbehalt lässt sich nicht beiseite drängen: In welchem Grund wurzelt die hier wiedergegebene Erinnerung eines Mithünfingers an seine früheste Kindheit?

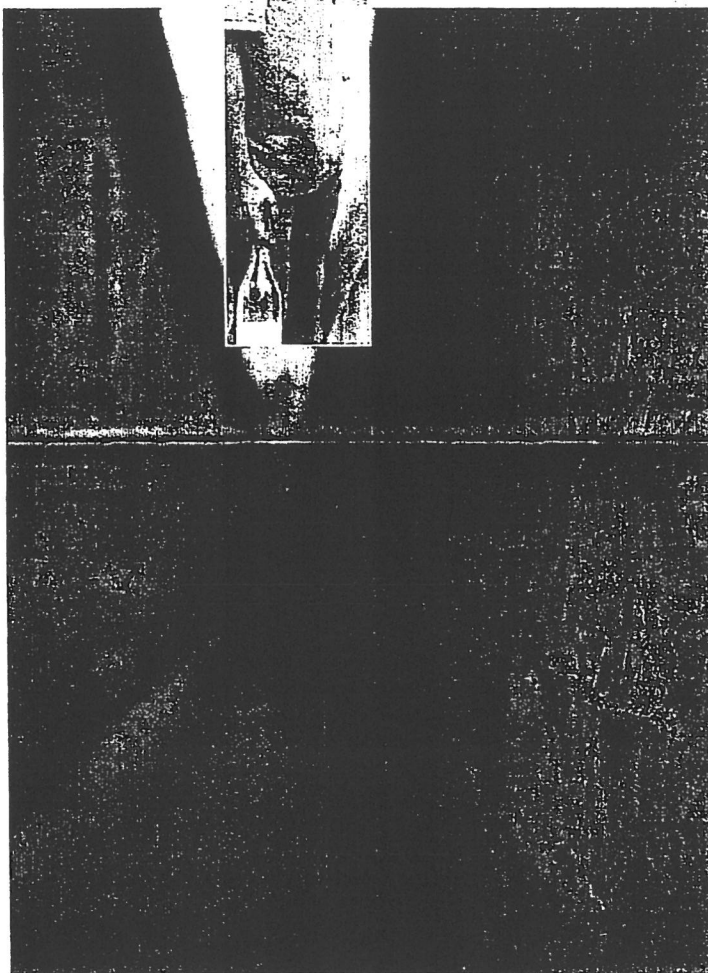
Ein Schlusswort «zu diesem Buch» hält fest, dass er keine Geburtsurkunde habe, nur einen «behelfsmässigen Auszug», der den 12. Februar 1941 als Geburtsdatum angibt. Die Dokumentarfilme klären nichts, ebenso wenig die schriftlichen Publikationen. Auch nach unserem mehr als siebenstündigen Gespräch mit dem Autor in seinem lieblich renovierten Thurgauer Bauernhaus ist keine unserer Fragen beantwortet.

Wer ist Benjamin Wilkomirski? Das Produkt eines kreativen Aktes von Bruno Doessekker, wie er bürgerlich heisst und an seinem Briefkasten angeschrieben steht, genährt mit historischer Recherche? Oder tatsächlich das Kind aus Riga, der Tötungsfabrik entronnen?

• Daniel Ganzfried ist Schriftsteller und lebt in Zürich. Sein 1995 erschienener Roman «Der Absender» handelt von den Schwierigkeiten des Erinnerens aus der Sicht eines Nachgeborenen des Holocausts



Kind aus Riga oder Junge vom Zürichberg? Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker, um 1956



Die. Palmetto/Scala-Verlag

In einem Vortrag am Psychoanalytischen Seminar Zürich, Anfang dieses Jahres gehalten und ab Tonband zu hören, begegnet uns Wilkomirski als Vertreter einer therapeutischen Methode, der «interdisziplinären Therapie». Sie will Menschen ohne gesicherte Identität «therapieren», indem sie Erinnerungsfetzen ans Licht hebt, ihnen passende Fakten und Ördlichkeiten aus der realen Geschichte beifügt. Auf diese Weise soll eine eigene Lebensgeschichte, Identität inklusive, zurückgewonnen werden.

Auf die naheliegende Frage, wie Fiktion und Faktizität, die beiden Bestandteile einer jeden erzählten Erinnerung, voneinander unterschieden werden, warten wir vergeblich. Das Publikum, in der Mehrheit immerhin ausgebildete Analytiker, zog es vor, erschauert zu schweigen, wie uns verschiedene Teilnehmer der Veranstaltung bezeugen. Tage später, bei unserer Begegnung, bietet Wilkomirski folgende Theorie an: Die traumatische Erinnerung bewahre glasklar in der Seele, was sich einst, selbst im jüngsten Kindesalter, zugetragen habe.

Wir sitzen mit Benjamin Wilkomirski am Tisch. Wohin das Auge blickt – Judaica: Wandbehänge mit biblischen Motiven, Mesusot (Tür-

kapseln) an jedem Durch- und Eingang, Davidsterne und Bilder aus dem Heiligen Land. Uns ist, als könne jederzeit ein Rabbiner vorbeikommen, um das Glaubensbekenntnis seines Konvertiten zu überprüfen. Ein beeindruckendes Archiv scheint zu bezeugen, dass der Mann, ausgerüstet mit allen Mitteln der modernen Kommunikation, es ernst meint mit der Erforschung historischer Faktizität. Auf unsere Fragen nach dem schweizerischen Teil seiner Vita – Jahreszahlen, Heimatgemeinde, Aufenthaltsort, bevor er nach Zürich kam, Fotomaterial aus seiner Kindheit – begnügt er sich mit einer Verschwörungstheorie.

Nur soviel: Ein Komplott aus antisemitischen schweizerischen Gemeindebeamten, kaltherzigen Pflegeeltern und korrupten Behörden soll dem Kind durch eine gefälschte Identität seine jüdische Herkunft ausradiert und dem Heranwachsenden unter Androhung von Strafe Mund und Seele versiegelt gehalten haben. So wurde der Holocaust an ihm schliesslich doch noch vollendet, durch die Schweiz, denken wir – und es passt uns allzu wohlfeil in die aktuelle schweizerische

Fortsetzung auf Seite 46 ○



R. Padoa/SIPA

Die geliehene Holocaust-Biographie

○ Fortsetzung von Seite 45

zerische Geschichtstrunkenheit. Wir geben zu, dass wir einiges nicht glauben, und ziehen von dannen, denken aber, eine genauere Recherche würde sicher auch ihm helfen, seine Geschichte zu belegen. Wir treffen Bekannte von Bruno Doessekker aus der Schulzeit. Sie zeigen uns Fotografien, erzählen Geschichten. Alles in allem gewinnen wir den Eindruck eines wohlgezogenen, in grosszügigem Elternhaus aufwachsenden, von einer ihn abgöttisch liebenden Mutter und einem etwas steifen Vater umsorgten jungen Bruno Doessekker. Zwei Talente sind schon früh aufgefallen: Er musiziert mit Verve und erfindet hie und da absonderliche Geschichten, die sich als Legende entpuppen.

Der Junge hat erste Freundinnen. Keine von ihnen kann uns bestätigen, dass er damals beschnitten war. Aber das heisst nichts, viele Kinder wurden damals nicht mehr beschnitten. Auch dass er ein begeisterter Skifahrer war, auf und neben den Pisten, besagt so wenig wie alle übrigen Episoden, die ein ganz anderes Bild des jungen Bruno ergeben, als dieses es in Buch und Gespräch erzeugt. Zum Beispiel soll er sich angesichts eines Skiliftes zu Tode erschrecken haben, weil er ihn an die Leichenkarren in die Verbrennungsöfen erinnern hätte. Die Fotografien, die wir sehen, nachdem er uns keine einzige zeigen konnte, hinterlassen das Bild eines schönen jungen Menschen mit gewelltem Haar, sanften Augen, ganz auf der Höhe der Moden seiner Zeit.

Immer noch räumen wir der Möglichkeit, der Mann habe seine Geschichte tatsächlich erlebt, jeden Spielraum ein. Wir sind zuversichtlich, dass in einem Land wie der Schweiz kaum jemand aufwächst, ohne diverse Spuren zu hinterlassen, die sein Leben einigermassen schlüssig zurückverfolgen lassen. Wir sind aber auch erstaunt, dass Wilkomirski alias Doessekker diesen Spuren nicht schon selber nachgegangen ist.

Dieser Zeuge war nie in der Hölle

Und sind mehr als erstaunt, als er sich bald telefonisch und schriftlich drohend gegen weitere Nachforschung verwahrt. Vom Suhrkamp-Verlag erfahren wir, Wilkomirskis Schweizer Anwalt habe schriftlich bestätigt, es sei unmöglich, Bruno Doessekkers Identität bis zur Geburt zu sichern. Uns sagt der Anwalt, Herr Wilkomirski selber habe auf die Akteneinsticht bei den Ämtern verzichtet. Für ihn als Anwalt sei damit die Sache erledigt gewesen. Offenbar auch für den Verlag, dem dieses sein Schreiben genügt hat.

Im Zürcher Stadtarchiv stossen wir auf das erste Dokument, das uns stocken lässt. Bruno Doessekker wurde am 22. April 1947 an der Primarschule Zürich Fluntern in der ersten Klasse eingeschult. Er hatte im ersten Jahr 25 Absenzen und gab in keinem der folgenden Jahre Anlass zu Bemerkungen der Lehrkräfte.

1947? Wir erinnern uns. In einem der Filme («Das gute Leben ist nur eine Falle, ein Besuch bei B.W.», Eric Bergkraut, 3sat) wird festgehalten, dass Wilkomirski erst ab 1948 in der Schweiz lebte. Wir lesen sein Buch erneut: Die Begebenheiten, die er aus der Nachkriegszeit als eigenes Erleben in Polen schildert, lassen es schwerlich zu, dass er 1947 in der Schweiz zur Schule ging. Doch wir wollen uns nicht schon festlegen. Nur ist da noch dieser Altersunterschied von drei Jahren, den er auf alle seine Klassenkameraden gehabt hätte. Niemandem fiel etwas auf, soweit wir an seiner Sprache – Zürichdeutsch ohne Wenn und Aber. Drei Jahre sind in einem Kinderleben viel, im Alter von sechs bis sieben fast die Hälfte des gelebten Lebens, sagen wir uns und suchen weiter.

Ein Foto zeigt uns den jungen Bruno sogar schon im Sommer 1946 im Kreise seiner Nächsten putzmunter vor der Villa am Zürichberg. Es wird langsam knapp im Buch, aber noch neigen wir dazu, im Grundsatz zu glauben. Unterdessen treffen weitere Interventionen ein. Wilkomirski und eine ihm offenbar sehr verbundene Aktion Kinder des Holocaust bitten schriftlich und mündlich, von weiteren Recherchen abzuweichen. Wilkomirski ohnehin beeinträchtigte Gesundheit als Auschwitz-Überlebender würde dadurch weiter geschädigt. Wir entschliessen uns zur Discretion, nachdem uns der Name seiner Heimatgemeinde aus den Akten bekannt wurde: 2732 Saules bei Tavannes. Die vorläufigen Umrisse der Geschichte geben folgendes Bild:

Am 12. Februar 1941 gebar Yvonne Berthe Grosjean in Biel ein uneheliches Kind. Name: Bruno Grosjean, Heimatort: Saules bei Tavannes, Kanton Bern. Der Bruder von Yvonne Grosjean möchte sich um den Kleinen kümmern, kann aber nicht verhindern, dass Bruno vorübergehend in ein Kinderheim nach Adelboden kommt und 1945 zur Adoption freigegeben wird.

Herr und Frau Doessekker, ein Ärzteehepaar aus Zürich Fluntern, kinderlos, erhalten das

Kind vorerst zur Pflege. Vor der Einschulung am 22. April 1947 in die Primarschule Fluntern wird ein Gesuch um Namensänderung bei den kantonalbernerischen Behörden eingereicht. Nach dessen Bewilligung heisst Bruno nicht mehr Grosjean, sondern Doessekker, wie seine Pflegeeltern. Bruno Doessekkers leiblicher Vater, der später noch Kinder hatte, bezahlte Unterhaltsbeiträge, bis 1957 die Adoption rechtskräftig wird. Frau Grosjean heiratet später einen Walter Max Rohr, heimatberechtigt in Hunzenschwil, Aargau, und starb 1981, kurz nach ihrem Ehemann, in Bern, wo sie auf dem Bremgartenfriedhof in einem Urnengrab bestattet wurde.

Bruno Doessekker machte am Freien Gymnasium Zürich die eidgenössische Matur, wurde Musiker und Instrumentenbauer, Vater von drei Kindern. Da seine leibliche Mutter keine weiteren Kinder hatte, fiel ihr Nachlass an ihn, der das kleine Erbe wohl antrat. 1985 starben auch seine Adoptiveltern. Seither lebt Bruno Doessekker in Wohlstand. Auch wenn er seine Türschilder mit der neuen Identität beschriftet – Benjamin Wilkomirski ist ein Pseudonym, sein Träger war nie als Insasse in einem Konzentrationslager.

All dies musste mit grossem Recherchieraufwand herausgefunden werden, weil Wilkomirski alias Doessekker die Einsicht in die betreffenden Akten nicht gestattet, was als Privatmann sein gutes Recht ist, aber auch bestätigt, dass er tatsächlich von den Akten betroffen und Geheimnissührer in Sachen der verstorbenen Frau Grosjean ist. Die Veröffentlichung seines Buches und seine Vortragstätigkeit aber machen den Privatmann Doessekker zur öffentlichen Figur Wilkomirski, die sich Fragen derselben Öffentlichkeit zumindest gefallen lassen muss.

Unsere Recherche lässt keinen andern Schluss mehr zu: Wilkomirski ist in der Schweiz geboren, in bestem Zürcher Hause aufgewachsen. Sein Buch wäre als Roman diskutierbar. Es entbehrt nicht der historischen Sorgfalt. Schliesslich hat der Autor, wie uns erzählt wurde, in Genf Geschichte studiert, ein Lizentiat über die Konferenz von Evian angefangen und Geschichte weiterhin aus Leidenschaft betrieben, was sein immenses Archiv bezeugt. Nun beansprucht sein Buch aber explizit Zeugenschaft.

Wir versuchen seinen schreibenden Akt zu verstehen, der offenbar so weit ging, dass sich der Autor eine Romangestalt mit Haut und Haaren einverleibt hat. Irgendwo auf der Grenzlinie zwischen Fiktion und Geschichtsforschung muss ihm die Distanz zu seinem erschriebenen Ich eingestürzt sein, so dass er *ich* wurde. Wilkomirski alias Doessekker ist kein Schriftsteller. Sein Bericht bewegt sich nicht im Reich der Literatur. Er ist wahrscheinlich die verinnerlichte Bildersammlung eines Menschen, dem die Phantasie durchgebrannt ist – ganz unabhängig davon, ob es einen Wilkomirski gegeben haben könnte, von dem Doessekker die Grundzüge seiner Lebensgeschichte im KZ entlehnt hätte.

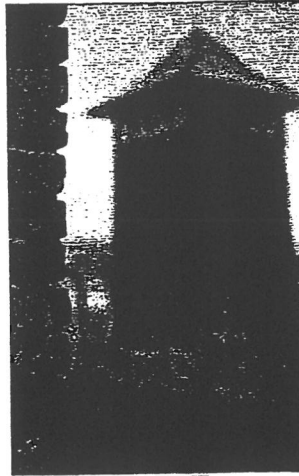
Aber das erklärt nicht den überwältigenden Erfolg. Er erklärt nicht, weshalb jedes erstzunehmende Feuilleton dieses Buch gefeiert hat, als handle es sich um die Originalniederschrift des Alten Testaments. Es erklärt auch nicht, dass die halbe Psychoanalytiker-Gemeinde von Zürich bis Israel sich so weit irreführen lässt, dass sie dem Glauben verfällt, statt beharrlich nachzufragen. Es erklärt nicht, wie allein in der Schweiz zwei Filme gedreht werden konnten, beide auch mit öffentlichen Geldern finanziert, die vorgeben, Dokumentarfilme zu sein, und der Figur des Benjamin Wilkomirski folgen, ohne auch nur einen Fakt aus dem Leben des Bruno Doessekker zu klären.

Na und?, kann man einwenden, wenn es gut erfunden ist? Karl May sei auch nie bei den Apa-

Kommt einer und behauptet, er sei im Innern der Hölle gewesen, fühlen wir gedankenlos mit. Er nimmt uns die Aufgabe ab, Auschwitz zu verstehen.

chen gewesen, sein Häuptling Winnetou nichts als eine Überhöhung damals vorherrschender Gesamtgedanken, was die Bücher ja nicht schlechter mache. Und wenn ein Buch über ein Kinderschicksal aus dem Konzentrationslager diese Fülle an Mitgefühl provoziert, so mag es ebenso zur Erhebung seiner Leser beitragen.

Nur: Karl May hat mit dem Häuptling der Apachen, mit Kara Ben Nems und wie sie alle heissen, literarische Figuren geschaffen, die jederzeit als solche erkennbar sind. Bruno Doessekker/Wilkomirski hat nichts zustande gebracht als ein Ich, das jede Frage nach der literarischen Qualität zu verbieten scheint. Die Realität der Konzentrationslager dient ihm als Rohmaterial für eine fiktive Biographie. Spätestens bei Erscheinen seines Buches und dem überraschenden Echo muss er sich entschlossen haben, der Mitwelt gegenüber zu verkörpern, was er sich ausgedacht hat. Seine Kreativität beschränkt sich auf die mimetische Schauspielkunst.



Lebensgeschichte als kreativer Akt: Benjamin Wilkomirski, der Erfolgsautor



Walter Ben/Gorringa/Zemag

Wo Winnetou heute auf einer Freilichtbühne in Bayern auftritt, weiss jedes Kind, wie der Schauspieler heisst. Bei Wilkomirski aber, der auf vielen Bühnen tanzt, verhält es sich anders. Er hält Vorträge, bietet seine Dienste als Experte für Rückgewinnung von Identität an, nimmt Gelder öffentlicher Institutionen entgegen – alles unter der Voraussetzung, dass er der ist, für den er sich ausgibt. Tritt er wieder ab, meinen zum Beispiel die Schüler an einer Zürcher Kantonschule, sie hätten mit eigenen Augen einen gesehen, der leibhaftig aus der Hölle zurückgekommen ist. An die Hölle glaubten sie nie. Aber nun müssen sie erfahren, dass auch der Zeuge falsch war. Bald glauben sie gar nichts mehr, und morgen schon neigen sie dazu, dem zu glauben, der ihnen erzählen will, dass Auschwitz nur ein Arbeitslager war, wo leider auch ein paar Insassen zuviel gestorben seien.

Gerade vor der Faktizität der Todesfabriken, von den Nazis so angelegt, dass niemand ihre Existenz je für möglich halten würde, kommen der Zeugenschaft und dem Vertrauen, das die Nachwelt in sie haben können muss, eine besondere Verantwortung zu. Es erscheint menschlich, dass man einem, der aussagt, im Innern der Hölle gewesen zu sein, um so mehr glaubt, als er durch seine Person so plastisch bezeugt, was sich unsere Gedanken niemals anzuzeigen vermögen. Er nimmt uns die Aufgabe des Nachdenkens und die erschütternde Erfahrung des Versagens unseres Menschenverstandes vor dem Faktum Auschwitz ab.

Wir benutzen das Erleben des andern, um nicht denkend wettmachen zu müssen, was sich der Vorstellungskraft entzieht. Gedankenlos mitleidend, finden wir im Opfer den Helden, mit dem wir uns auf der Seite der Moral verbündet können: Benjamin Wilkomirski. Wer uns dies ermöglicht, braucht mehr nicht zu leisten, als sich vor das Eingangstor nach Auschwitz zu stellen: «Ich bin derjenige, der von dort kommt!»

Es mag erstaunen, wie billig sich die Rezipienten und Multiplikatoren in Film und Literatur abspesen lassen. Dass ihnen aber vor einem Konstrukt wie Wilkomirskis Lebensgeschichte nicht nur die Freiheit zu fragen, sondern auch der Mut des eigenen Urteils abhanden kommt, muss erschrecken. Mit dieser Urteilsunfähigkeit bleibt auch der Anspruch auf Qualität auf der Strecke – was die einmütig überhöhte Meinung

zu Wilkomirskis und anderer schlichtwegs schlechter Produkte hiesiger Literatur und Kunst belegt.

Dass Auschwitz nun aber als Fundus der Lebenslüge von Leuten dient, die in ihrer Wohlstandsbiographie zu wenig Erzählenswertes finden, um daraus eine Legende zu spinnen, und dabei nach Gutdünken des Kulturbetriebes zur Verwertung abgetragen wird wie im vorliegenden Fall: das muss zur couragierten Gegenwehr bewegen. Auch wenn wir davon ausgehen, dass erst die Leichtgläubigkeit vieler, die nur das Beste für ihren Opferhelden Wilkomirski wollten, Bruno Doessekkers Wilkomirski-Kreation zum Wahn verführt hat, man könne sich die exotische Lebensgeschichte eines jüdischen Kindes aus Rigga überstreifen und fortan mit der faszinierenden Identität des Leidgeprüften durchs Leben gehen.

Mitleid ersetzt das Denken

Bruno Doessekkers Pseudologie fiel in eine Welt, die sich emsig damit beschäftigt, die Wundmale ihrer Geschichte mit Prothesen und Narkotika zu heilen. Wer will, schlägt sich auf die Seite der Gläubigen, wo unter mitleidsüchtiger Anteilnahme die schwärende Wunde Auschwitz im Körper der Menschheit schmerzlos weiter fault. Hier ist Mitleid ein erhebendes Gefühl. Es hilft über manchen menschlichen Abgrund, bringt uns den andern zwar nicht näher, aber uns wenigstens näher zu ihm hin.

Wenn Mitleid, die letzte Tugend des guten Menschen, über den Abgrund von Auschwitz zu verführen beginnt, so schwindet genau das, was am Faktum selber den weltabgewandten Charakter und in der Folge die Schwierigkeit des Erinnerns ausmacht: die Bodenlosigkeit. Die industrielle Massentörung, das Zentrum des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, verschwimmt zur Episode.

Menschlichkeit füllt den Graben, vor dem unserem Verstand nur graute, wäre der Versuch zu verstehen nicht immer wieder ein Akt des Widerstandes: gegen jenen Ort der Stille, der auf unser Nicht-Verstehen angelegt war und wo das Experiment der totalen Herrschaft in Erfüllung ging, während rundherum die Welt im Geschäft des Krieges abgelenkt war.

Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker aber kennt Auschwitz und Majdanek nur als Tourist.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Die geliehene Holocaust-Biographie
Daniel Ganzfried
in der Weltwoche Nr. 35 vom 27.8.1998

Benjamin Wilkomirskis Buch „Bruchstücke“, 1995 erschienen, erregte ein ungeheures Aufsehen, sehr verständlicherweise, erzählte es doch, als ein authentischer Bericht, von einer Kindheit in deutschen Konzentrationslagern, dem Bestreben von Pflegeeltern und Behörden in der Flucht-Heimat Schweiz, dieses Schicksal durch eine geschönte, aber falsche neue Identität zu verschleiern und dem langsamen Finden der Erinnerung an das Entsetzliche. Es ist ein Buch, das viele bewegt hat und wohl heute noch bewegt. Es beschreibt das Grauen der Todesfabriken der Nazis und stürzt die Leser in teilnehmendes Mitleiden.

Nur: sein Autor hat das alles so nicht erlebt, nicht so erleben können (auch wenn es sein mag, dass er selber von der Wahrheit seiner Fiktion überzeugt ist). Daniel Ganzfried hat in einer Recherche, die in der „Weltwoche“ erschienen ist und - wie auch anders - ebenso viel Staub aufwirbelte wie ihr Gegenstand, darauf hingewiesen, dass (und warum) Benjamin Wilkomirskis Buch eine Erfindung ist. Seine Arbeit zeichnet sich durch behutsamen, teilnehmenden Takt und nüchterne Faktengenauigkeit aus. Natürlich ist seine erste Leistung, dass er - inmitten einem Klima blindverstörter Betroffenheit - dem Buch nicht geglaubt hat. Er hat seiner Sprache nicht geglaubt. Aber dann ging es ihm überhaupt nicht darum, den Autor Wilkomirski triumphierend zu „entlarven“. Ihm wäre gewiss lieber gewesen, er hätte mit seinem Verdacht Unrecht gehabt. Sicher hat er, als er die Wahrheit zu kennen begann, erwogen, den Mund zu halten. Er hat ihn nicht gehalten, zu Recht nicht, weil Wilkomirski längst eine so öffentliche Figur geworden war, dass eine spätere und zufällige Entdeckung der Wahrheit verheerende Folgen hätte haben können. Was wäre, nur zum Beispiel, mit den Schülerinnen und Schülern gewesen, vor denen Wilkomirski auftrat, durch sein Buch als Zeitzeuge legitimiert, und die natürlich glaubten, „sie hätten mit eigenen Augen einen gesehen, der leibhaftig aus der Hölle zurückgekommen ist“? Daniel Ganzfried antwortet so: „An die Hölle glaubten sie nie. Aber nun müssen sie erfahren, dass auch der Zeuge falsch war. Bald glauben sie gar nichts mehr, und morgen schon neigen sie dazu, dem zu glauben, der ihnen erzählen will, dass Auschwitz nur ein Arbeitslager war, wo leider auch ein paar Insassen gestorben seien.“

Daniel Ganzfried hat für seine Arbeit, neben der Anerkennung, auch jene Prügel bezogen, die den Boten, der die schlechte Nachricht überbringt, zuweilen treffen. Wir wollen ihm für seine Botendienste danken.

Urs Widmer

Der Zürcher Journalistenpreis 1999

wird

Frau Brigitte Hürlimann

für ihren Artikel

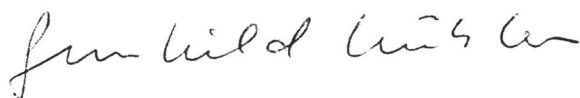
Der jüngste Sohn von Julia aus Miková

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 2./3. Mai 1998

verliehen.

Zürich, 6. Mai 1999


Die Jury:



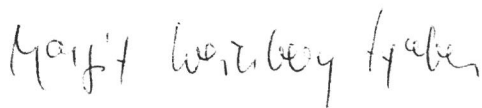
Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Stäber



Urs Widmer

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Der jüngste Sohn von Julia aus Miková
Brigitte Hürlimann
in der Neuen Zürcher Zeitung vom 2./3. Mai 1998

Andy Warhol stammte aus Pittsburgh. Er hiess Andrew Warhola, seine Eltern waren Immigranten aus dem slowakischen Grenzgebiet zur Ukraine. Er wuchs in einem ärmlichen Arbeitermilieu auf, konnte aber am Carnegie Institute of Technology eine gestalterische Ausbildung absolvieren. Sein eigentliches Leben begann in New York mit einer ersten Karriere als Reklamezeichner. Um 1960 setzte sein steiler Aufstieg zum Star der Pop Art ein. Jeder kennt die nach dem Prinzip anonymer Reproduzierbarkeit hergestellten Bilder von Campbell Suppendosen, Brillo-Schachteln, oder von Marilyn, Elvis und Jackie, die zu Ikonen der Konsumkultur geworden sind. Er stilisierte sich selbst zur Kunstfigur, umschwärmt von einer wechselnden Entourage, unter die sich die androgyn schillernden Protagonisten seiner Underground-Filme mischten. Zugleich blieb er ein einsamer und unzugänglicher Mann inmitten der personality-süchtigen New Yorker Kunstszene.

Warhol's Herkunft hat im Bezugsrahmen dieses versnobten Egotrips keinen Platz. Die vielen, über ihn erschienen Biografien handeln das Kapitel Kindheit und Jugend summarisch ab. Brigitte Hürlimann verfolgt in ihrem ausführlich auch vor Ort recherchierten Beitrag den Stammbaum der Familie Warhola zurück in das weitab unserer gängigen Zivilisation gelegene Heimatdorf Miková. Sie spürte noch lebende Verwandte und Bekannte auf, sprach mit den Leuten, schildert die ebenso komische wie traurige Geschichte eines geplanten und nie richtig verwirklichten Warhol-Museums, dessen Fundus ein paar kümmerliche Relikte des verlorenen Sohnes bilden, von dem man erst spät erfuhr, wie berühmt er im fernen Amerika geworden ist. In Miková hat sich nach dem Ende des Kommunismus wenig verbessert, und man hat andere Sorgen, obwohl ein wenig Beachtung den Menschen gut täte. Die von Andy Warhol's beiden Brüdern eingefädelt Unterstützung durch die nach dem verfrühten Tod des Künstlers gegründete Warhol Foundation ist ungesichert.

Brigitte Hürlimann schreibt Rezeptionsgeschichte aus einem unüblichen Blickwinkel. Das bringt Fleisch und Blut in eine theorielastige Kunstliteratur. Man muss kein Spezialist sein, um ihren Text mit interessiertem Vergnügen zu lesen. Ausserdem regt sie den Leser zum Nachdenken über den Fall Warhol hinaus an, indem sie bewusst macht, wie krass das kulturelle und soziale Gefälle in einer weltweit vernetzten Gesellschaft geblieben ist.

Margit Weinberg Staber

Der Zürcher Journalistenpreis 1999

wird

Herrn Beat Kappeler

für seinen Artikel

Die Renditen-Lüge

erschienen in der Weltwoche vom 19. Februar 1998

verliehen.

Zürich, 6. Mai 1999

Die Jury:



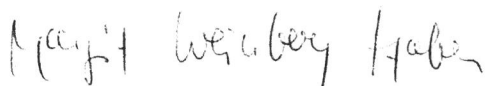
Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Die Renditen-Lüge
Beat Kappeler
in der Weltwoche vom 19. Februar 1998

Wirtschaftsjournalisten haben eine eher nüchterne Aufgabe: Sie sollen der Leserschaft berichten, was es bei einzelnen Firmen Neues gibt, wie politische oder gesellschaftliche Entwicklungen den Gang der Wirtschaft beeinflussen, warum man diese oder jene Aktie im Auge behalten sollte. Beim Vermitteln der firmeneigenen Zahlen und Fakten entsteht zumeist ein Bild, wie es die Konzerne gerne von sich selber zeichnen.

Beat Kappeler hat sich im Zeitalter der Fusionen und Restrukturierungen nicht mit dem Argument der Manager zufrieden gegeben, Massenentlassungen und enorme Sonderkosten seien als momentane Opfer auf dem Weg zu Traumrenditen zu akzeptieren. Vielmehr belegt er mit Akribie, wie sich die Renditenversprechungen mancher Konzerne auch längerfristig nicht erfüllen, wie also die Öffentlichkeit und nicht zuletzt auch die Shareholder an der Nase herum geführt werden. Die Jury war von Kappelers Arbeit beeindruckt, weil sie die therapeutischen Verheissungen der Gegenwart hartnäckig an den Narben vergangener Eingriffe misst.

Herbert Cerutti

Der Zürcher Journalistenpreis 1999

wird

Herrn Bernhard Raos

für seinen Artikel

Gemeindefischen: „Amtl. bew. Datenverrat“

erschienen im Beobachter Nr. 2 vom 23. Januar 1998

verliehen.

Zürich, 6. Mai 1999

Die Jury:

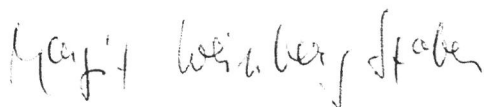

Gunhild Kübler




Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Gemeindefischen: Amtl. bew. Datenverrat

Fahrlässig liefern
Gemeinden intimste
Daten an Banken,
Vereine, Adresshändler
und politische Parteien.
Arbeitslos, geschieden
oder bevormundet?
Die Fischen enthüllen
jedes Geheimnis.

■ «Ich bin entsetzt!» sagt Walter Hess, Gemeindeammann von Oberriet SG. Dazu hat er allen Grund. Seine Gemeinde verschickt nicht nur Adressänderungen von Einwohnerinnen und Einwohnern an die Ortsparteien CVP und FDP; auf den Meldezetteln stehen nebst Namen und Anschrift auch so heikle Angaben wie «Stiefkind» oder «konfessionslos». Vermerkt sind sogar Scheidungsdaten und Massnahmen der Sozialhilfe («zurzeit in Therapie in...»).

Ein klarer Verstoß gegen das Bundesgesetz zum Datenschutz und gegen die Datenschutzverordnung des Kantons. Angaben zur Konfession, zur Intimsphäre oder zu Sozialhilfemassnahmen sind nämlich vom Gesetz besonders geschützt. Allein schon die Weitergabe von Personendaten an politische Parteien ist problematisch.

Schlamperei - landauf, landab

Doch Beobachter-Recherchen zeigen: Quer durch die Schweiz, in unzähligen Gemeinden werden fahrlässig heikelste Informationen ausgehändigt:

◆ Im bündnerischen Arosa sammelt ein Treuhandbüro fleissig Daten von Personen, die noch keine Krankenversiche-

nung haben. Die Firma fungiert zugleich als lokale Krankenkassenagentur. Die nötigen Angaben liefert die Gemeindeverwaltung. «Bisher hat sich noch keiner bei uns beklagt», verteidigt Gemeindepräsident Vinzenz Vital diese «Verwaltungsvereinfachung».

◆ In Diessenhofen TG bekommt die Verwaltung der Gemeinschaftsantennenanlage zu den Adressänderungen ihrer Kundinnen und Kunden zugleich auch noch intime Details aus der Einwohnerkontrolle mitgeliefert: von Ehedaten über Ausländernummern bis zum Hinweis auf «letztwillige Verfügungen» in Eheverträgen.

◆ Im Zürcher Prominenten-Wohnort Zumikon werden Mutationsänderungen mit Angaben zur Konfession, zum Zivilstand bis hin zur Aufsichtszuteilung bei Scheidungen bereichert. Zum Empfängerkreis gehören Spitex-Organisationen, Mütterberatungsstellen oder der Gemeindeverein.

◆ Ebenso unhaltbar ist die Praxis im zürcherischen Wettwil am Albis. Hier erfährt etwa die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule die bei der Einwohnerkontrolle registrierten Daten der 15- bis 20jährigen Frauen.

Dreiste Ausreden

Der Zumiker Gemeindefreier Paul Imhof entschuldigt dies als «Kinderkrankheiten bei der Umsetzung des Datenschutzgesetzes». Ähnlich reagiert sein Amtskollege Reinhold Schneebeli aus Wettwil am Albis: «Da sind uns leider Fehler passiert. Wir werden das korrigieren.»

Handlungsbedarf besteht reihum. Auch die Stadtverwaltung in St. Gallen verstösst gegen das Datenschutzgesetz – zum Beispiel mit dem Versand besonders geschützter Personendaten an drei Quartiervereinigungen. Rolf Bühler, Leiter der Einwohnerkontrolle in St. Gallen: «Das ist uns durch die Latten gegangen. Wohl eine gewisse Betriebsblindheit.»

Die scheint weitherum verbreitet. Unglaublich fahrlässig gehen vor allem Ostschweizer Gemeinden mit ihren Datensammlungen um. Vielerorts werden höchst vertrauliche Angaben an Parteisekretariate verschickt.

Brisante Informationen landen sogar bei Schützenvereinen. So im sanktgallischen Diepoldsau. Gibt es bei schiesspflichtigen Schweizer Bürgern eine Adressänderung, wird dem Verein nicht

nur die neue Anschrift mitgeteilt. Aus einem dem Beobachter vorliegenden Beleg erfährt der Verein nebst dem Beruf des Schiesspflichtigen («arbeitslos, Metzger») auch gleich noch, dass der Betreffende ledig ist, römisch-katholisch und auf Arbeitssuche.

Daten à discrétion für Firmen

«Das ist tatsächlich unsinnig», räumt der Diepoldsauer Gemeindeammann Rolf Eyer ein. Schön gesagt. Denn mit dem eigentlichen Zweck des Datenversands – der Erinnerung des Bürgers an seine Schiesspflicht – haben all die Angaben nichts zu tun. Das gilt auch für den Datenversand an den Mütterverein. Diese Institution wurde in Diepoldsau ebenfalls mit persönlichsten Daten – unter anderem zur «elterlichen Gewalt» – bedient.

In Wittenbach SG profitiert sogar ein Adressverlag vom largen Datenschutz. Die Gemeinde liefert ihm auf ihren Fichen etwa das Scheidungsdatum und den Namen des Ex-Mannes einer 27jährigen Buffetochter. Begründung: Das Unternehmen redigiere und betreue auch das Mitteilungsblatt der Gemeinde. Ammann Willi Haag gibt sich treuherzig: «Wir haben das Vertrauen, dass diese Daten nicht weiterverwendet werden.»

Gar aufs Bankgeheimnis hofft man in Niederhelfenschwil SG. Dort erfährt die Raiffeisenbank praktisch alle sensiblen Daten, von Kirchengaustritten über Ehescheidungen bis zu Aufenthaltsbewilligungen («Flüchtlingsausweis»). Gemeindeammann Hugo Fritschi: «Die Bank bietet Gewähr, dass Datenmeldungen nicht missbraucht werden. Zudem unterstützt sie die örtlichen Vereine sowie die kulturellen und sozialen Institutionen.» Auch andere Einwohnerkontrollen bedienen Geldinstitute mit delikaten Informationen. Eine Rechtsgrundlage dafür besteht nirgends.

Datenschützer wiegelt ab

«Das Datenschutzgesetz wird noch nicht von allen Verwaltungsstellen mit der notwendigen Konsequenz umgesetzt», erklärt Bruno Baeriswyl, kantonaler Datenschutzbeauftragter in Zürich. Baeriswyl wählt bewusst den Moll-Ton, um sich seine Arbeit nicht noch mehr zu erschweren.

Während allein die Zürcher Verwaltung im letzten Jahr über 120 Millionen Franken in die Informatik-Aufrüstung

* arbeitslos, Metzger * Kind unter
d. elt. Gewalt d. Mutter * faktisch
getrennt * Stiefkind * konfessionslos
* Flüchtlingsausweis * frühere Ehe
mit: ... * Notiz: zurzeit Therapie in
Langenbruck BL * Scheidung: 15. 5.
97 in St. Gallen * Ehegatte/-gattin:
Schweizerin. * Konfession: ausgetr.
* Aufhebung der Bevormundung

Nicht zu fassen: Diese Daten haben Gemeinden an Banken, Schützenvereine und viele andere versandt!

investiert hat, muss der Datenschützer mit einem Budget von 450 000 Franken haushalten.

Die Zuständigen haben versagt

Vor allem aber werden die Datenschutzkontrollorgane vieler Gemeinden ihrem Auftrag nicht gerecht. Sie sammeln zwar eifrig Datenregister und heften sie in ihre Ordner. Der konkrete Datenfluss wurde bislang aber zuwenig beachtet. Kommt dazu, dass etwa Wittenbach den Gemeindeschreiber zur Kontrollperson bestimmt hat – kein Vorzeigebispiel für die Gewaltentrennung.

Ein weiteres Minenfeld tut sich beim gemeindeinternen Datenverkehr auf. «Nach ständiger Rechtsprechung gilt das Amtsgeheimnis auch zwischen verschiedenen Amtsstellen», so Datenschützer Baeriswyl. Konkretes Beispiel: In Küsnacht ZH wird die Stromkontrolle mit sämtlichen Mutationsmeldungen beliefert. Allein die «faktische Trennung» der Ehe eines Stromkunden und die Zuteilung der elterlichen Gewalt an die Kindesmutter bringt die Datenmaschinerie an die Stromabteilung bereits in Gang. Baeriswyls Kommentar: «Das verletzt auf jeden Fall das Prinzip der Verhältnismässigkeit. Nur geeignete und erforderliche Daten dürfen bearbeitet oder bekanntgegeben werden.»

Ein ungläubiges «Waaas?» ist denn auch die spontane Reaktion von Petra Hutter, zuständig für den Datenschutz in der St. Galler Kantonsverwaltung, als sie über den Beobachter von den diversen Datenlecks der Gemeinden erfährt. Ihre Botschaft ist eindeutig: «Werden Personendaten von der Verwaltung unberechtigt weitergegeben, können Betroffene eine Verantwortlichkeitsklage einreichen oder Schadenersatz wegen Persönlichkeitsverletzung geltend machen» (siehe Kasten).

Datensumpf trockenlegen!

Soweit wollen es die Gemeinden denn doch nicht kommen lassen. Die meisten der vom Beobachter kontaktierten Gemeinden und Städte wollen schleunigst Remedur schaffen. «Ab sofort erhalten die Parteien nur noch Namen und Adressen», erklärt der Oberrieter Gemeindeammann und CVP-Kantonsrat Walter Hess. Diepoldsau will den Datensumpf über einen formellen Gemeinderatsbeschluss trockenlegen. Niederhelmschwil seine Raiffeisenbank nur noch mit Meldungen beliefern, die «der kantonalen Datenschutzverordnung entsprechen». Und der Diessenhofer Stadtschreiber René Plüss versichert: «Diese Gedankenlosigkeit werden wir abstellen.» Dazu ist es höchste Zeit. ◆

Privatsphäre: So schützen Sie Ihre Daten

- ◆ Jede Person kann von einer Verwaltungsstelle bei Bund, Kanton oder der Gemeinde Auskunft verlangen, **welche Daten** über sie bearbeitet werden. Dazu ist in der Regel ein schriftliches Gesuch an die entsprechende Stelle (Einwohneramt, Steueramt) zu richten.
- ◆ Bei überwiegendem öffentlichem Interesse oder schützenswerten Interessen Dritter kann die **Auskunft aufgeschoben, eingeschränkt oder verweigert** werden. Jede Einschränkung ist durch die Verwaltung zu begründen.
- ◆ Jede Person hat ein Recht darauf, dass falsche **Daten berichtigt** oder widerrechtliche Datenbearbeitungen unterlassen werden.
- ◆ Die Organe der Verwaltung müssen bestimmte Personendaten sperren, wenn schutzwürdige Interessen glaubhaft gemacht werden können. In der Praxis wird die **Datensperre** indes immer wieder unterlaufen – bleiben Sie hartnäckig!
- ◆ Bei schwerwiegenden Verletzungen Ihrer Persönlichkeitsrechte können Sie auf **Schadenersatz** klagen.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Gemeindefischen: Amtl. bew. Datenverrat
Bernhard Raos
im Beobachter Nr. 2 vom 23. Januar 1998

Wenn in Diessenhofen TG jemand umzieht, dann beliefert die Einwohnerkontrolle der Gemeinde die Verwaltung der Gemeinschaftsantennenanlage nicht nur mit dem Meldezettel zur Adressänderung, sondern auch gleich noch mit anderen interessanten Informationen aus der Einwohnerkontrolle von Ehedaten über Ausländernummern bis zum Hinweis auf „letztwillige Verfügungen“ in Eheverträgen. In Arosa gibt die Gemeindeverwaltung ihre Daten an eine lokale Krankenkassenagentur weiter. In Wittenbach SG profitiert sogar ein Adressverlag vom gemeindeeigenen Datenfundus.

Solche Weitergabe von Daten ist ein klarer Verstoss gegen die Datenschutzgesetze von Bund und Kanton und zugleich, wie die im „Beobachter“ publizierte Recherche von Bernhard Raos gezeigt hat, eine in Schweizer Gemeinden weitherum verbreitete Praxis. Die Datenschutzkontrollorgane werden ihrem Auftrag nicht gerecht, und die an der Datenweitergabe Beteiligten haben noch nicht einmal ein Unrechtsbewusstsein.

Bernhard Raos hat in seinem Artikel einen weitverbreiteten Missstand aufgespürt, in seiner Brisanz beschrieben und bewusst gemacht und überdies seine Leserschaft darüber aufgeklärt, wie sie sich vor Übergriffen in ihre Privatsphäre schützen kann. Offenbar hat dies sogar dazu geführt, dass die Datenlecks in den betroffenen Gemeinden inzwischen abgedichtet wurden. Sein Beitrag erfüllt damit in idealer Weise die Postulate eines investigativen Journalismus im Alltag.

Gunhild Kübler

Der Zürcher Journalistenpreis 1999

wird

Herrn Urs Rauber

für seinen Artikel

„Heim ins Reich“ geschickt

erschienen im Beobachter Nr. 13 vom 26. Juni 1998

verliehen.

Zürich, 6. Mai 1999

Die Jury:



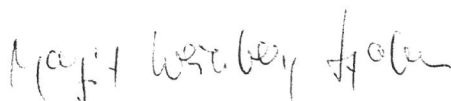
Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber

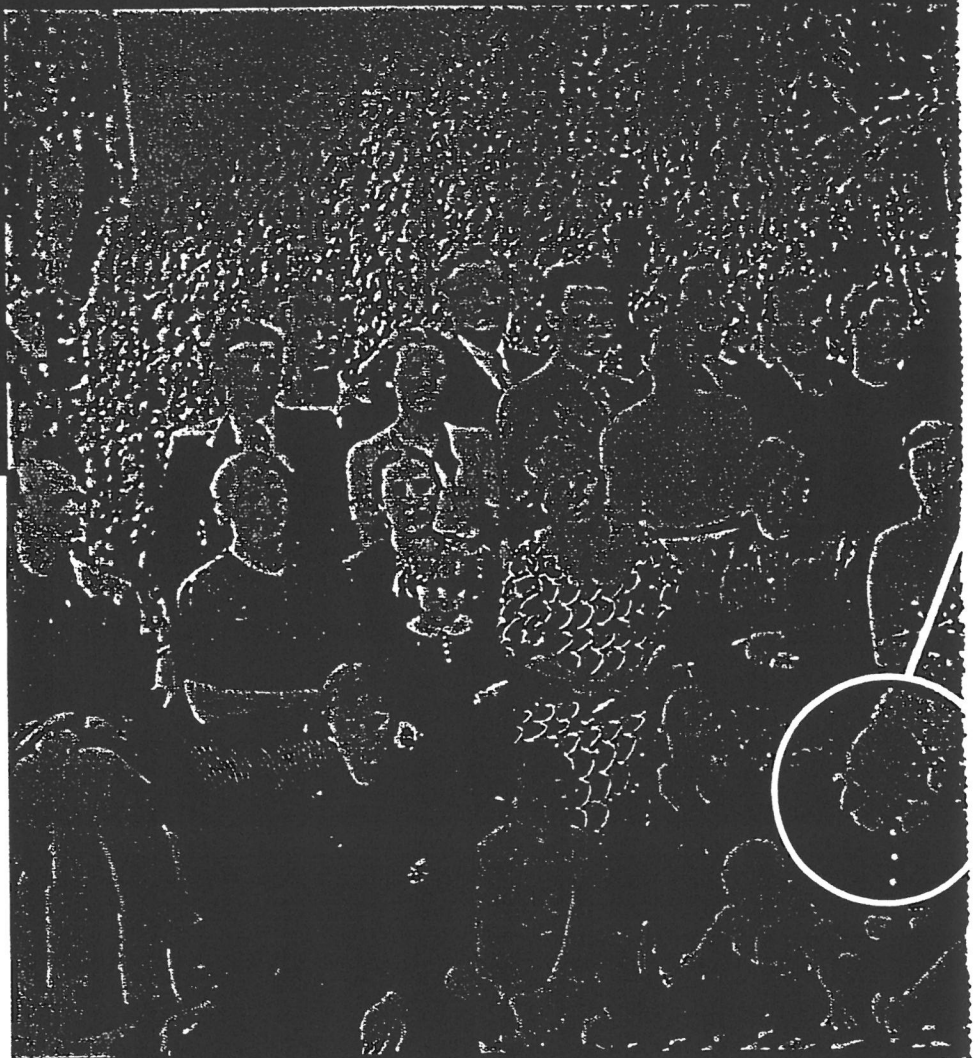


Urs Widmer

Schweizer Flüchtlinge: «Heim ins Reich» geschickt

Behörden und Polizei haben im Zweiten Weltkrieg Hunderten von Schweizern im Ausland die Heimreise verweigert. Dies belegen neue Dokumente und Augenzeugenberichte. Mehrere Abgewiesene wurden damit dem Tod ausgeliefert.

VON URS RAUBER



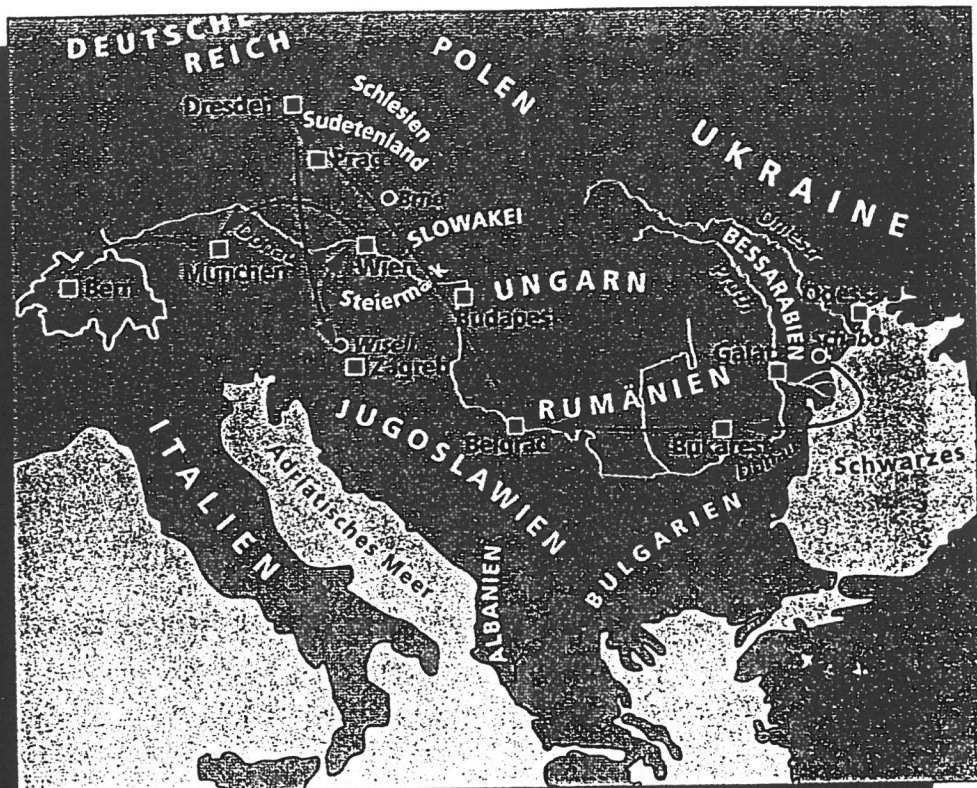
Abgewiesen vom eigenen Land: Schweizer Schabo-Flüchtlinge im Hof der Sch

■ Die Frau spricht etwas hastig, aber konzentriert. Sie blättert im Fotoalbum, zeigt Bilder aus ihrer Jugend im Schweizerkolonistendorf Schabo am Schwarzen Meer, von der Flucht über den Balkan. Ihre Erregung ist spürbar. Ihr Mann, etwas bedächtiger, sagt einfach:

«Das gibt's doch nicht, dass jemand mit einem Schweizer Pass nicht in die Schweiz zurückkehren kann.»

Doch Ingrid Senn-Jundt, 64, hat es selber erlebt. Trotz ihrem Schweizer Pass, in dem steht, der Inhaber könne «jederzeit in die Schweiz zurückkehren», wur-

Ingrid Senn-Jundt heute
und als Kind (unten)



Die unfreiwillige Irrfahrt der Schabo-Schweizer 1940 bis 1946



Gesandtschaft in Bukarest, 1940

de sie von ihrem eigenen Heimatland abgewiesen. Zwar nicht an der Grenze, aber auf der Schweizer Botschaft im Ausland – und das 1940, mitten im Zweiten Weltkrieg. Offizielle Begründung: die Arbeitslosigkeit in der Schweiz. Für Ingrid Senn «eine faule Ausrede».

Erst im Sommer 1997 wandte sie sich an die Unabhängige Expertenkommission Schweiz/Zweiter Weltkrieg. Die Bergier-Kommission hat diese Schilderung «mit grosser Betroffenheit zur Kenntnis genommen». Sie wird sich nach dem Goldhandelsbericht mit der Flüchtlingspolitik befassen und bald feststellen müssen, dass Ingrid Senn bei weitem nicht die einzige war. Mehrere hundert Auslandschweizer, die vor der Roten Armee flüchteten, wurden damals von den eigenen Behörden abgewimmelt und auf eine jahrelange Irrfahrt durch das kriegsversehrte Europa geschickt.

Trübes Kapitel der Geschichte

Wie bei Holocaust-Opfern ist die traumatische Erinnerung bis heute mit Schmerz und Verdrängung verbunden. Elsa S. aus W. zum Beispiel sagt am Telefon verbittert: «Ich lebe allein und will mit niemandem darüber reden. Diese Zeit ist vorbei.» Dann hängt sie auf.

Doch Ingrid Senn-Jundt will reden. Jetzt, da die Diskussion über die Rolle

der Schweiz im Zweiten Weltkrieg neu aufgeflammt ist, will sie das Schicksal der Schabo-Schweizer und deren dramatische Flucht publik machen.

Ingrid Senns Geschichte beginnt mit dem Einmarsch der Roten Armee in Bessarabien im Juni 1940. «Um neun Uhr morgens stand ein sowjetischer Kommissar vor unserer Haustür und wies uns an, binnen zwanzig Minuten Haus und Hof zu verlassen.» Ingrid's Eltern und Grosseltern waren Kolonisten im Schweizer Weinbaudorf Schabo am Schwarzen Meer. Ihre Familie und drei Dutzend weitere Personen – rafften Schweizer mit Schweizer Pässen – rafften einige wenige Effekten zusammen. Dann wurden sie per Auto und Schiff zur Schweizer Gesandtschaft nach Bukarest transportiert.

Dort erwartete die Flüchtlinge eine kalte Dusche: «Der Herr von der Gesandtschaft teilte uns mit, die Schweiz habe ihre Grenzen dichtgemacht und wir könnten keine Einreisebewilligung erhalten.» Grund: die hohe Arbeitslosigkeit in der Schweiz. Die gleiche Auskunft



Wohnhaus auf dem Hof von Ingrid Senns Grossvater Alfred Stohler, Schabo 1938

erhielten über hundert weitere Schabo-Schweizer, die Wochen später in Bukarest eintrafen. Sie alle hatten das Schweizer Bürgerrecht beibehalten oder in den dreissiger Jahren erneuert. Viele reisten mit dem Schweizer Pass im Sack, manche wehrpflichtigen Männer hatten jahrelang Militärpflichtersatz bezahlt.

Steuern ja – Einreise nein

So etwa Alexander Jundt, der als Doppelbürger im Ersten Weltkrieg in der russischen Armee Dienst geleistet hatte. Regelmässig bezahlte Jundt via Konsulat auch die Militärsteuer. Doch in Bukarest wurde der Weinbauer enttäuscht: «Ich war stark betroffen, als (Konsularagent) Girod mir mitteilte, dass die Schweiz ungern Rückwanderer aufnehme und es ratsam wäre, dass wir uns hier in Rumänien umsehen würden.»

Auch Arthur Gander, Sekretär des Ortsmuseums von Schabo, war ob der Auskunft schockiert: «Dieser Satz hat uns alle schwer beschäftigt und verfolgte uns während der ganzen Fluchtzeit – bis zur Heimkehr in die Schweiz 1946.» Aus Ganders Dienstbüchlein ist ersichtlich, dass der Kolonist von 1922 bis 1940 total

2811 Franken Militärpflichtersatz bezahlt hatte: «Und jetzt wurden wir Schweizer Bürger in der eigenen Heimat ungern aufgenommen.»

Arthur Gander und Alexander Jundt sind heute längst tot. Sie haben ihre Fluchterinnerungen wie viele andere Kolonisten nach der Rückkehr in die Schweiz aufgeschrieben und dem Basellandschäftler Historiker Ernst Zeugin übergeben. Zeugin hatte die Schweizerkolonie Schabo 1938 besucht und darüber zwei Bücher verfasst. Auch Zeugin ist inzwischen verstorben. Der Beobachter hat seinen Nachlass in Familienbesitz gefunden. Bis vor sechs Wochen lagerte er unberührt und ungeordnet in einer Abstellkammer in Pratteln.

Die einzigartige Brief- und Fotosammlung zeigt die Geschichte der Schabo-Schweizer und erhellt damit ein vergessenes Kapitel schweizerischer Flüchtlingspolitik. Sämtliche darin vorgefundenen Zeugnisse bestätigen Ingrid Senns Erzählung.

In den offiziellen Akten im Bundesarchiv in Bern sind die Spuren behördlicher Abweisung hingegen nur verklau-suliert zu finden. Die tatsächliche Politik wurde verpackt in diplomatische Höf-

lichkeit und begründet mit dem höheren Interesse der Staatsräson.

So schrieb Georges Girod, der Konsularagent aus Galatz, dem Gesandten in Bukarest, René de Weck, am 3. Januar 1941: «Es wäre nach meiner Auffassung ein Fehler, jene in die Schweiz zu schicken oder reisen zu lassen, die die Absicht haben.» Girod, selbst ein ehemaliger Schabo-Schweizer, hatte gut reden. Seit September 1940 sass er – als einer der wenigen, die zurückflüchten konnten – in sicherer Distanz zum Geschehen am Genfersee.

Abwimmeln war die Devise

Der Schweizer Geschäftsträger de Weck antwortete am 18. Januar 1941: «Neue Flüchtlinge aus Schabo in die Schweiz zu schicken wäre ein Fehler. Das ist auch meine Meinung.» Und auch Gesandtschaftsattaché Jean Stroehlin bemühte sich nach Kräften, rückreisewillige Schweizer wenn immer möglich abzuwimmeln. «Ich insistierte auf der Schwierigkeit, gegenwärtig Arbeit zu finden in der Schweiz», schrieb er in einer internen Notiz vom 26. Februar 1941 seinen Vorgesetzten. →

Schabo: **Eine blühende Schweizerkolonie**



Ansicht von Schabo um 1940, im Hintergrund das Schwarze Meer

Im Jahr 1823 gründeten etwa 30 Waadtländer Auswanderer in Russisch-Bessarabien (Gebiet zwischen Dnestr und Pruth) die Landwirtschaftskolonie Schabo. Später stiessen Familien aus dem Baselbiet und den Kantonen

Glarus und Bern dazu. Dem Schweizerdorf Schabo (französisch: Chabag) wurden vom russischen Zaren Alexander I. Land und Siedlungsprivilegien gewährt. So entwickelte sich das Dorf bald zur blühendsten

Weinbaukolonie am Schwarzen Meer. 1940 zählte Schabo rund 900 Einwohner, davon etwa 400 waadtländischer und 250 deutschschweizerischer Herkunft, der Rest waren Russlanddeutsche.

1918 fiel Bessarabien an Rumänien, 1940 an die Sowjetunion. Die Mehrheit der Schabo-Schweizer floh vor der Roten Armee und schloss sich der deutschen Aktion «Heim ins Reich» an. Diese verpflanzte rund 80 000 Russlanddeutsche ins Sudetenland, in die Steiermark und ins besetzte Polen. Das Ziel hatte Adolf Hitler in seiner Rede vom 6. Oktober 1939 formuliert: Erfassen von Arbeitskräften und Soldaten zur Weiterführung des Krieges.

Nur etwa 60 Schabo-Schweizern gelang während des Krieges die Flucht in die Schweiz. Es waren vorab ältere und kranke Personen. Gegen 400 Schweizer konnten erst von 1945 bis 1951 in ihre Heimat zurückkehren. Ein Teil blieb in Russland, Rumänien oder Deutschland zurück oder wanderte nach Übersee aus. Andere blieben für immer verschollen.



Gruppe männlicher Flüchtlinge 1941 im Sudetenland; Ingrid Senns Vater (Kreis) arbeitete in einer Fabrik.



«Es wäre ein Fehler, jene in die Schweiz reisen zu lassen»: Georges Girod, Konsularagent

Im Klartext: Die Schweizer Gesandtschaft in Bukarest verbot zwar nicht direkt die Rückkehr. Dies hätte zu eindeutig gegen die Rückkehrgarantie im Schweizer Pass verstossen. Aber die Diplomaten kommunizierten: Rückkehr unmöglich wegen Stellenmangels.

Die Abgewiesenen glaubten den Behörden: «Wenn ein Gesandter und ein Konsul sagten, die Schweiz habe die



«Das ist auch meine Meinung»: René de Weck, Gesandter in Bukarest

Grenzen dichtgemacht und wir würden nicht hereingelassen, so zweifelten wir die Rechtmässigkeit dieser Aussage nicht an», sagt Ingrid Senn. So reisten im Herbst 1940 denn nur wenige Dutzend Personen zurück, meist ältere und kranke Leute – und «solche, die in der Schweiz ein Bankkonto hatten».

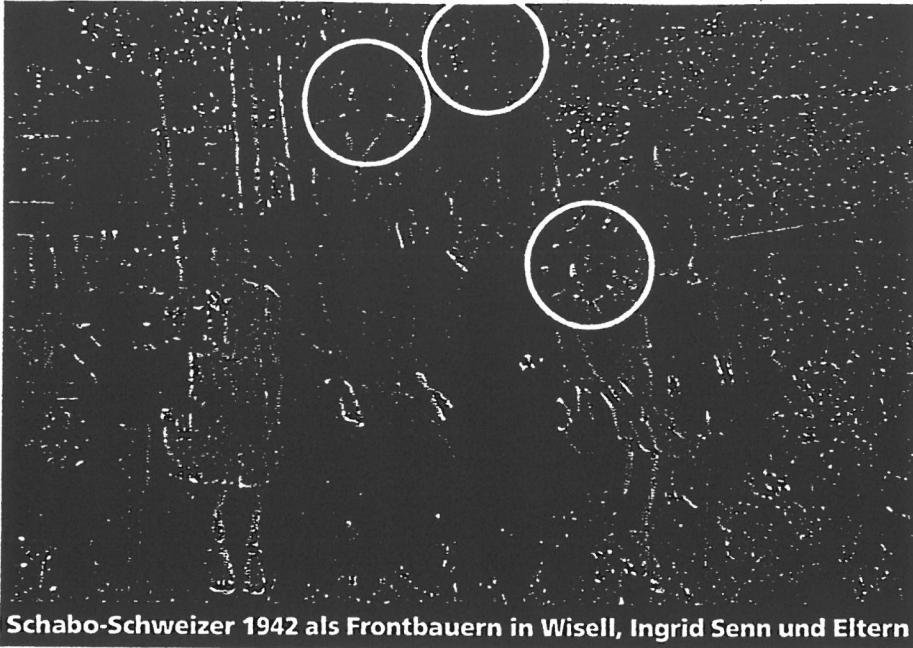
Paradoxerweise war gerade das volkswirtschaftliche Argument am wenigsten

stichhaltig. Denn das damalige Biga bezeichnete den inländischen Arbeitsmarkt im Oktober 1940 als «sehr befriedigend». Die Zahl der Stellensuchenden war von 39 000 im Januar 1940 innert zehn Monaten auf 10 000 gefallen. Und auch die Rückwandererzahl war gegenüber 1939 deutlich gesunken. Pikant: Die Neue Helvetische Gesellschaft (NHG) publizierte diese Zahlen wenig später in ihrer Zeitschrift «Schweizer Echo» für die Leser in der «Fünften Schweiz».

Eine Irrfahrt durch Europa

Für die Schabo-Schweizer, die davon nichts mehr erfuhren, begann eine Odyssee, die erst nach dem Krieg endete. Ingrid Senn und viele andere Schweizer wurden zur Donaumündung und von dort mit einem Schiff nach Semlin (in der Nähe von Belgrad) transportiert. Dort verbrachten sie einige Zeit in einem Zeltlager, anschliessend kamen sie per Eisenbahn nach Grossröhrsdorf bei Dresden.

Mangels Alternative hatten die meisten von ihnen keinen anderen Ausweg gesehen, als sich Hitlers Umsiedlungs-



Schabo-Schweizer 1942 als Frontbauern in Wisell, Ingrid Senn und Eltern

aktion «Heim ins Reich» anzuschliessen. Erstes Ziel waren die beiden Lager Hinterwasser und Chrostau im Sudetenland, in der Nähe von Brno (Tschechei). «Mehrere hundert Leute lebten und schliefen jeweils in einem einzigen

Raum», erzählt Ingrid Senn, «es wimmelte von Wanzen und Flöhen.»

Die jungen Männer wurden – oft gegen ihren Widerstand – zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Viele Frauen mussten in Fabriken arbeiten.

Ein tragisches Schicksal erlitten die beiden Brüder Arthur und Anton Stohler. Der jüngere von ihnen fiel im August 1943 als 23jähriger Wehrmachtssoldat in der Ukraine. Der ältere geriet in russische Kriegsgefangenschaft und kam nach Sibirien. Erst im Jahr 1959 durfte er in die Schweiz zurückkehren.

Leben in ständiger Gefahr

Ein Teil der umgesiedelten Schabo-Schweizer landete 1942 im slowenischen Wisell. Das deutsche Kommando setzte sie als «Frontbauern» auf Bauernhöfen ein, deren Bewohner die Wehrmacht vertrieben hatte. Sie lebten in ständiger Angst: «Die vertriebenen Bauern wurden Partisanen und machten nachts Überfälle auf die Höfe, auf denen wir lebten», erinnert sich Ingrid Senn.

Es war eine absurde Situation: Die vertriebenen Schabo-Bauern traten gegenüber den einheimischen Slowenen selbst als «Besetzer» auf. «Wir erhielten Gewehre und waren verpflichtet, zu schießen», sagt die Schweizerin. Mehr als ein Schweizer kam bei solchen Partisanenkämpfen ums Leben.

Später ordnete die deutsche Umsiedlungskommission erneut Verlegungen an – diesmal nach Polen, in die Steiermark und nach Sachsen. Von der anässigen Bevölkerung wurden die vertriebenen Schweizer immer wieder abgelehnt. Sie litten unter Entbehrung, Krankheit und Not. Ingrid Senns Grossmutter war 82jährig. «Als meine Schwe-

ster 1943 geboren wurde, erhielt meine Mutter Milch. Die Hälfte gab sie jeweils meiner Grossmutter. – Trotzdem starb sie im Lager an Altersschwäche.

Enttäuschung und Resignation machte sich auch bei jenen Schweizern breit, die sich anfänglich mit einem gewissen Optimismus der deutschen Umsiedlung angeschlossen hatten. Die Hoffnung, ei-

Carsten Goehrke: «So hat man in der Schweiz die Abschottung betrieben»



Foto: Leo Brümmer

Carsten Goehrke ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich. Er befasst sich seit Jahren mit der Geschichte der Russlandsschweizer und mit Fragen der Auswanderergeschichte.

Beobachter: 400 Auslandsschweizer von den eigenen Behörden abgewimmelt. Ist diese Tatsache bekannt?

Carsten Goehrke: In der Schrift von Ernst Zeugin gibt es zwar gewisse Hinweise. Aber das Faktum ist für mich völlig neu und auch überraschend.

Was weiss man über das Schicksal der Menschen in den deutschen Umsiedlungslagern zwischen 1940 und 1945?

Goehrke: Über die Volksdeutschen im engeren Sinne ist in den letzten Jahren sehr viel publiziert worden. Aber über das Schicksal von Schweizern, die in die Wirren des

Krieges hineingezogen wurden, gibt es bisher keine Darstellungen.

Gibt es in der Auslandsschweizergeschichte eine vergleichbare Situation, in der Rückwanderer nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten?

Goehrke: Ich kann nur von den 8000 Russlandsschweizern sprechen, die nach der Oktoberrevolution und in der Zwischenkriegszeit in die Schweiz zurückkamen. Sofern sie einen Pass hatten, durften sie zurückkehren – ohne administrative Hürden. Aber viele spürten deutlich, dass sie nicht willkommen waren.

Nicht willkommen an der Grenze – oder nicht willkommen in der Schweiz?

Goehrke: In der Schweiz. Man betrachtete sie vielfach als Fremde und «Papierli-Schweizer». Der Vorwurf an sie lautete: Ihr seid im 19. Jahrhundert weggegangen, um euch zu verbessern. Und jetzt, wo es euch schlechtgeht, braucht ihr uns wieder.

Wieder einmal steht auch die schweizerische Flüchtlingspolitik zur Diskussion. Was haben wir da noch aufzuarbeiten?

Goehrke: Bisher hat man das Augenmerk vor allem auf die politisch verfolg-

ten Flüchtlinge (Juden, Kommunisten, Antifaschisten) gelegt. Zweifellos besteht ein Bedarf, die Rückkehr von Schweizer Flüchtlingen zu erforschen. Dafür ist das Schicksal der Schaboschweizer ein sehr interessantes Beispiel.

Wie schätzen Sie die neu bekanntgewordenen Fakten ein?

Goehrke: Die ganze Frage gehört unter das Stichwort «Das Boot ist voll». Unter diesem Stichwort hat man sehr stark die Abschottung der Schweiz gegen die Zuwanderung jeder Art von Flüchtlingen betrieben. Die Aktion der Schweizer Botschaft in Bukarest gehört in diesen Zusammenhang. In einer Art von vorauseilendem Gehorsam gegenüber einem angeblichen Widerwillen des Schweizervolkes, Flüchtlinge aufzunehmen, versuchte man, schon im Vorfeld einen Riegel zu schieben. Aus heutiger Sicht weiss man, dass Sachbearbeiter und Referenten in Behörden und Verwaltung sich vielfach rigoros verhalten haben als ein grosser Teil, wenn nicht die Mehrheit des Schweizervolkes. Die Bevölkerung, so denke ich, hätte die Schabner problemlos ins Land einreisen lassen.

nes Tages nach Schabo zurückzukehren, schwand immer mehr. Die wenigen unter sowjetischer Besetzung am Schwarzen Meer verbliebenen Kolonisten rieten dringend von einer Rückkehr nach Schabo ab. Die «Umgesiedelten» wollten deshalb – bis auf ein Dutzend Nazisympathisanten – alle nur eines: so rasch als möglich in die Schweiz zurück.

Auf der Polizeiabteilung in Bern und in den Schweizer Botschaften Bukarest und Berlin erkannte man allmählich den Ernst der Lage. Doch immer noch zögerten die Verantwortlichen oder verschlammten Flüchtlingsgesuche.

Behörden spielten auf Zeit

So im Fall Mathilde W. Im Juni 1943 wandte sich die Schweizer Bürgerin aus Ratibor (Schlesien) an den Gesandten Hans Frölicher in Berlin: «Ich bitte höflichst, die zur Immatrikulierung nach unserer alten Heimat Schweiz erforderlichen Formulare zusenden zu wollen.» Doch der Chef der Polizeiabteilung, Heinrich Rothmund, stand den vorgelegten Ausweisen «mit einigem Misstrauen» gegenüber, wie er am 9. Juli

Flüchtlinge in der Schweiz 1939 bis 1945

240 000	angenommene Schutzsuchende (männliche, Frauenkinder, Grenzfälle)
51 100	aufgenommene Flüchtlinge
24 400	abgewiesene Flüchtlinge
480	Schabo-Flüchtlinge (ohne Kinder)
60	davon im Krieg aufgenommen
370	nach dem Krieg aufgenommen
50	auf der Flucht verstorben/verschollen oder in der UdSSR verblieben

1943 notierte. Er liess das Gesuch in Bern, Bukarest und in den möglichen Heimatkantonen Waadt, Bern und Baselland so lange zirkulieren, bis der Krieg vorüber war. Erst am 14. September 1945 traf die inzwischen über 80jährige Frau in der Schweiz ein.

Noch krasser sind die Fälle der drei Waadtländer Ehepaare Gustave und

Pauline M., François und Victorine M. sowie Arnold und Valerie L. Schon im Dezember 1940 ersuchte das Auslandschweizersekretariat der NHG die Polizeiabteilung um Einreisebewilligungen für die sechs betagten Personen aus dem Lager 48 der NSDAP in Chrostau. Erst im Frühling 1944 – über drei Jahre später – durften drei von ihnen endlich in

die Schweiz einreisen, weitere zwei folgten im Oktober 1946. Die älteste Frau war inzwischen verstorben.

Wie bürokratisch und herzlos die Bundesverwaltung mit den im Krieg stehenden Eidgenossen verfuhr, zeigt der Fall von Serge B. In einem «dringenden Gesuch» bat er, ihm den in Bukarest zurückgelassenen Schweizer Pass zu schicken. «Ohne diesen kann unser Landmann das Lager nicht verlassen», schrieb Legationsrat Franz Kappeler aus Berlin im Begleitbrief. Das Politische Departement (heute Departement für auswärtige Angelegenheiten) von Bundesrat Marcel Pilet-Golaz schickte das Dokument zwar an die Vertretung in Berlin, wies aber an, dieses dem Gesuchsteller nur auszuhändigen, «sofern Sie es für angezeigt erachten».

Wie viele Schweizerinnen und Schweizer während des Krieges von den Behörden abgewimmelt wurden, ist heute nicht mehr genau feststellbar. Eine Liste des Auswärtigen Deutschen Amtes vom 29. Mai 1941 zählt 59 Schweizer Staatsangehörige in neun Lagern im Sudetenland in Sachsen und Niederdonau auf, die Kinder nur teilweise mitgezählt.

Ausstehend waren die Angaben über zwei weitere Einsatzgebiete. Gemäss den Unterlagen in der Schweizer Gesandtschaft in Bukarest liessen sich mehrere Familien erst ab Sommer 1941 «ins Reich repatriieren». Einschliesslich einer Dunkelziffer dürften also zwischen 150 und 250 Schweizer Bürger drei bis fünf Jahre in deutschen Umsiedlungslagern verbracht haben.

Opfer wollen Entschädigung

Weitere 170 bis 270 Schabo-Flüchtlinge irrten in Rumänien, in Sowjetrussland und in Ostmitteleuropa umher. Während nur eine Minderheit von rund 60 Personen in die Schweiz zurückkehren durfte, mussten über 400 Eidgenossen draussen warten.

Das Verhalten der Behörden fügt sich nach Meinung des Historikers Carsten Goehrke nahtlos in die damalige «Das Boot ist voll»-Politik ein. Wobei angesichts der fast 300 000 aufgenommenen Flüchtlinge und Schutzsuchenden wohl niemand im Ernst behaupten kann, es hätte für die 400 Schabo-Schweizer keinen Platz gehabt.

In den Jahren 1945 bis 1951 kehrten über 350 Schabo-Schweizer in ihre Heimat zurück. Einige Dutzend wanderten nach Übersee aus, verstarben auf der Flucht oder blieben verschollen. In den Schweizer Dörfern waren die «Russen» selten willkommen. Erst nach rund 15jährigen Bemühungen erhielten sie Entschädigungen für ihre Verluste im Krieg, meist in der Höhe von 20 000 bis 30 000 Franken pro Familie. Das war weit weniger, als die Bundesrepublik ihren Ostvertriebenen gewährte. «Statt eines Hofes konnten wir gerade noch ein kleines Stück Land kaufen, auf das wir alle unsere Füsse setzen konnten», sagt Ingrid Senn. «Wir waren eben Schweizer zweiter Klasse.»

Andere Schabo-Schweizer, vor allem jene aus der Westschweiz, haben sich zu einem Verein zusammengeschlossen. Sie fordern eine Pauschalabfindung aus den Mitteln der geplanten Solidaritätsstiftung. «Wir denken an 60 bis 80 Millionen Franken für die ganze Kolonie», sagt Präsident Georges Dogny. Bisher hat Bern in alter Manier reagiert: höflich, unverbindlich und ohne konkrete Zusage. Das wird sich ändern müssen. ♦

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

„Heim ins Reich“ geschickt
Urs Rauber
im Beobachter Nr. 13 vom 26. Juni 1998

In jedem Schweizer Pass steht, dass sein Inhaber „jederzeit in die Schweiz zurückkehren“ könne. Dass es jedoch Zeiten gegeben hat, in denen dies ein leeres Versprechen gewesen ist, belegt Urs Rauber mit seinem Artikel über das Schicksal der Flüchtlinge aus Schabo am Schwarzen Meer.

Die Landwirtschaftskolonie Schabo wurde in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts von Schweizer Auswanderern gegründet. Das Weinbauerdorf hatte, als es 1940 an die Sowjetunion fiel, etwa 900 Einwohner, zwei Drittel davon schweizerischer Herkunft. Die meisten flohen vor der Roten Armee Richtung Westen, aber nur wenigen gelang die Flucht in die Schweiz. Viele wurden, obwohl sie einen Schweizer Pass hatten und jahrzehntelang Militärpflichtersatz bezahlt hatten in der Schweizer Gesandtschaft in Bukarest mit dem Hinweis abgewiesen, ihr Heimatland habe seine Grenzen dicht gemacht.

Annähernd 500 Schaboschweizer irrten während des Krieges in Ost- und Mitteleuropa umher. Ein Teil landete in Umsiedlungslagern der NSDAP, wurde gegen Partisanen in den vom Deutschen Reich besetzten Gebieten eingesetzt oder sogar zur Wehrmacht eingezogen. Die Überlebenden konnten erst zwischen 1945 und 1951 zurückkehren und sind danach von der Eidgenossenschaft vergleichsweise kümmerlich entschädigt worden.

Gestützt auf Gespräche mit Betroffenen, vor allem aber auf die in einer Abstellkammer in Pratteln aufgestöberte einzigartige Brief- und Fotosammlung des verstorbenen Basler Historikers Ernst Zeugin, hat Urs Rauber diese Geschichte einer Vertreibung erzählt und damit die fragwürdige Schweizer Flüchtlingspolitik im zweiten Weltkrieg von einer ungewöhnlichen und sogar für Experten auf diesem Gebiet ganz neuen Seite beleuchtet.

Gunhild Kübler

Der Zürcher Journalistenpreis 1999

wird

Herrn Werner Lüdi

für seinen Artikel

From Russia with Laugh

erschienen in der Wochenzeitung Nr. 11 vom 12. März 1998

verliehen.

Zürich, 6. Mai 1999

Die Jury:



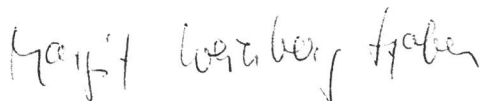
Gunhild Kübler



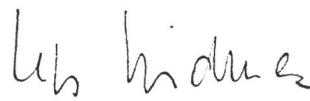
Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

From Russia with Laugh
Werner Lüdi
in der WochenZeitung Nr. 11 vom 12. März 1998

Und ist nicht einmal Journalist! Doch die Jury des Zürcher Journalistenpreises war sich sofort und ohne Einschränkung einig: Dieser Text von Werner Lüdi ist preiswürdig, unbedingt. Obwohl der Autor eigentlich Musiker ist. Er beschreibt sprachgewaltig eine Tournee im sogenannt neuen Russland, mit allem Drum und Dran, den Wodka-Abstürzen, Interieurs, Ausfahrten, der Nacht in den Kunstlederclubsesseln und, da war doch noch was, ach ja, den Auftritten. Memorabel das Protokoll der Diskussionen zu fortgeschrittener Stunde über die Kunst und das Leben ganz allgemein. Zitat: „der heilige Miles Davis - der beknackte Marsalis - die verbogene Weltenachse - der sinnlose aufrechte Gang - das neue Russland - die alte Schweiz. Rülps. Görps. Furz.“

Denunziert wird niemand in diesem Bericht einer kulturellen Mission, die Pro Helvetia und der Kanton Graubünden unterstützten, was nachdrücklich verdankt wird. Werner Lüdi spult einen präzis geschnittenen Film ab, Wolga-Schäferinnen mit einem Mon-Chéri-Lächeln tauchen auf, Tourmanager Kolja wächst uns ans Herz, souverän, diese flotten Aeroflot-Piloten. Mich Wertmüller bringt die allgemeine Erkenntnis auf den Punkt: „Man kann ja die Augen nicht unentwegt vor den eigenen Gedanken niederschlagen.“ Widerspruch zwecklos. Das Gelächter als kollektiver Stimmungsakkord erfasst unweigerlich auch den nüchternen Leser, sei er musikalisch oder nicht. Möglicherweise kippt er nach der Lektüre von Lüdis brillantem Rundumschlag doch - ausnahmsweise - einen kleinen Wodka. Um mit dem beneidenswert locker grenzschängelnden Autor anzustossen, auf geistiger Ebene selbstverständlich.

Esther Scheidegger

Spenderliste

Swissair AG, Zürich
TA-Media AG, Zürich
Crossair AG, Basel
Kraft Jacobs-Suchard AG, Zürich
NZZ Neue Zürcher Zeitung, Zürich
UBS, Zürich
Interelectric AG, Sachseln
Publicitas SA, Lausanne
Ringier AG, Zofingen
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich
Credit Suisse, Zürich
Wirz Werbeberatung, Zürich
ABB Asea Brown Boveri AG, Baden
Akeret AG, Dielsdorf
Fifa, Zürich
Messe Zürich
Migros Genossenschaftsbund, Zürich
Nissan Motor Schweiz AG, Urdorf
Winterthur Versicherungsgesellschaft, Winterthur
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Victorinox AG, Ibach
Spross Holding AG, Zürich
Advico, Young & Rubicam AG, Zürich
Publimedia AG, Zürich
Marsano AG, Zürich
Kaba Holding AG, Rümlang

Administrative Angaben

Jury	Dr. Gunhild Kübler (Präsidentin) Dr. Herbert Cerutti Esther Scheidegger Margit Weinberg Staber Dr. Urs Widmer
Stiftungsrat	Dr. Hansjörg Utz (Präsident) Christine Fivian Dr. Yvonne-Denise Köchli
Geschäftsstelle	Stiftung Zürcher Journalistenpreis Elisabeth Bucher Lärchenweg 16 8309 Birchwil Tel. + Fax 836 94 35
Bankkonto	Schweizerische Bankgesellschaft Postfach 8021 Zürich Konto 208.241.40J-230 Stiftung Zürcher Journalistenpreis